



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

andernfalls gar nicht erklärt werden können. Die detachirten Werke umspannen allerdings einen Halbkreis von nicht weniger als drittelhalb Stunden Ausdehnung, wenn man die Tragweite ihres Geschüzes mit einrechnet, aber mit einer Armee von 103,000 Mann, und so stark war das Belagerungsheer, hätte sich bei praktischen Dispositionen auch eine noch weitere Raumstrecke umfassen lassen. Wenn eingewendet werden sollte, daß dies nicht dem General Schilder zur Last falle, sondern dem Fürsten von Warschau, so ist damit der Vorwurf nicht gehoben, denn ein verständiger und selbstbewußter Ingenieurgeneral würde es abgelehnt haben, einen Platz anzugreifen, bevor den nöthigsten Vorbedingungen genügt worden.

Wenn diese Zeilen Ihren Blättern im Druck einverleibt sein werden, wird dem Publicum auch bereits ein Uebersichtsplan der russischen Angriffsarbeiten vor Silistria vorliegen. Männer von Fach werden dann aus eigener Anschauung urtheilen können, was der erste Ingenieur des russischen Kaiserreichs gegenüber der größten Aufgabe seines Lebens, einen Platz, dessen Vorterrän nach modernen preussischen Grundsätzen befestigt worden, anzugreifen, zu leisten vermocht hat. Wenn ich mein eignes Urtheil zu Rathe ziehe, ist es ganz erstaunlich wenig, auch wenn man die richtige und kühne Leitung der Vertheidigung und den Heldennuth der türkischen Truppen als größte Gegenkräfte in Anschlag bringt.

## W o c h e n b e r i c h t.

**Theater.** — Ohne unsrem Berichterstatter über die Münchener Vorstellungen vorgreifen zu wollen, erlauben wir uns hier einige vorläufige Bemerkungen über den Plan des Unternehmens. Es ist von mehren sonst kundigen Seiten angezweifelt worden, ob eine durchgängige Besetzung eines Stückes mit Virtuosen mit einem hingebenden Zusammenspiel im Sinn des Dichters, mit der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten verträglich sei? Soviel hat sich schon jetzt als Resultat herausgestellt, daß diese Befürchtungen ungegründet sind. Sowol für die Künstler selbst als für das Publicum kann eine solche Anspannung von Kräften, die selbstverständlich nur als Ausnahme gedacht werden kann, nur anregend und fördernd wirken. Man gewinnt dadurch eine höhere Auffassung von der Poesie und einen idealeren Begriff von der ausübenden Kunst. Dagegen möchten wir uns mit der Auswahl der Stücke nicht ganz einverstanden erklären. Eine so außerordentliche Concentration von Kräften darf nicht vergeudet werden. Man muß sie dazu benutzen, solche Stücke ersten Ranges aufzuführen, die unter den gewöhnlichen Umständen nur höchst ungenügend zur Darstellung kommen können. Zu dieser Reihe gehören gewiß die drei Lessingschen Stücke, aber keineswegs die Räuber, Cabale und Liebe und Clavigo. Diese Stücke werden auch bei einer gewöhnlichen Truppe

leidlich genug ausgeführt, und wenn das nicht der Fall sein sollte, so ist auch nicht viel daran verloren; denn der Umstand, daß Schiller und Goethe die Dichter sind, kann uns nicht darüber täuschen, daß die ersten beiden Stücke sehr schlecht sind, das dritte wenigstens sehr mittelmäßig; die Darstellung einer fragenhaften Niederträchtigkeit, wie in Franz Moor, oder einer galoppirenden Schwindsucht wie in Maria Beaumarchais, scheint uns kein würdiger Vorwurf für eine gesteigerte Kunstleistung. Dagegen gehören unzweifelhaft in die Reihe der Mustervorstellungen von Goethe Tasso, Iphigenie und die natürliche Tochter. Diese drei Stücke enthalten eine Poesie, die sich den gewöhnlichen Übungen des Theaters entzieht, weil die dramatische Triebkraft, die unmittelbar wirken muß, in ihnen das schwächste ist, die aber zur vollen Geltung kommt, sobald richtig empfindende und wohlgebildete Künstler sich ihrer bemächtigen. Dazu gehören ferner die vier letzten Stücke von Schiller. Sie erfordern neben vorzüglicher Besetzung durch eine ganze Zahl bedeutender Künstler auch einen ungewöhnlichen Glanz äußerer Ausstattung, der in einem Fall, wo die Kosten ohnehin so bedeutend sind, schon daran gewendet werden kann; namentlich wäre es an der Zeit, einmal einen Versuch mit dem Wallenstein zu machen und zwar mit dem ganzen Wallenstein; denn Wallsteins Tod ist eine Katastrophe ohne Exposition. Ein geschickter Bearbeiter könnte den Wallenstein auf sieben Acte zurückführen, was freilich noch weit über die gewöhnliche Dauer eines Theaterstücks hinausgehen würde, was aber auch, wenn alle Rollen mit würdigen Künstlern besetzt wären, einen Genuß verschaffen würde, der in der ganzen Geschichte des Theaters nicht seines Gleichen hätte. Ferner halten wir für vollkommen berechtigt, in diese Reihe einzutreten, die Dramen von Kleist. Auf dem gewöhnlichen Theater werden sie sich für die Dauer nicht halten, weil neben der herrlichen Poesie, die in ihnen aufgeschlossen wird, soviel Fragenhaftes verborgen liegt, daß ein ungewöhnliches Abstraktionsvermögen dazu gehört, sie rein zu genießen. Aber dieses Abstraktionsvermögen wird durch die Kunst der Darstellung wenigstens einigermaßen gefördert; und ganz können wir das Fragenhafte nicht umgehen, wenn wir die dramatische Entwicklung Deutschlands reproduciren wollen. Unter den übrigen Theaterstücken, die zur Darstellung kommen könnten, nennen wir z. B. Werners 24. Februar, und Grillparzers Medea und Hero. Von den Producten der neuesten Poesie würde Hebbels „Maria Magdalena“ und die beiden Stücke von Otto Ludwig zu empfehlen sein, soviel sich auch im einzelnen dagegen einwenden läßt. Die Maria Magdalena wurde früher auf dem Leipziger Theater in einer so vollkommenen Weise zur Ausführung gebracht, daß sie durch die Münchener Normalvorstellungen schwerlich überboten werden könnte. — Und soviel Gutes das deutsche Theater geleistet hat, so scheint die Ausdehnung desselben doch nicht so übermäßig groß zu sein, um nicht auch Shakespeare den Platz zu verstaten. Um Hamlet, Macbeth, Lear, Othello, Cäsar, Coriolan würdig aufzuführen, ist eine Concentration von Kräften nöthig, wie sie selbst ein Hoftheater ersten Ranges im gegenwärtigen Augenblick nicht leisten kann. Deshalb hätte eine so günstige Gelegenheit nicht versäumt werden sollen. —

**Neue Schriften zur Erläuterung der orientalischen Frage.** — Aus der Reihe der neuen Broschüren, die für das Verständniß der Zeitungslectüre

eingerrichtet sind, führen wir zunächst die vierte Nummer der illustrierten Conversationshefte an (Leipzig, Lorch). Sie beschäftigt sich mit dem schwarzen Meer, und enthält die Zeichnungen von Sebastopol, Barna, Odessa, Sinope, die Pläne dazu und eine kleine Karte des schwarzen Meeres. Alles zum Preis von 5 Ngr. — Ferner gehören dahin die beiden Broschüren: Der Kaukasus, seine Völkerschaften und deren Kämpfe, nebst einer genauen Karte; und: Der Kriegsschauplatz an der Donau, am schwarzen Meer und an der Ostsee. Mit drei Karten. Wien, Wallishausser. — Jede dieser beiden Broschüren kostet 48 Kr. C.-M. Die Karten sind gut gearbeitet und der Text entspricht seinem Zweck. — Wir fügen diesen kleineren Schriften ein größeres Werk hinzu: Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, oder ausführliche geographisch-ethnographisch-statistisch-historische Darstellung des türkischen Reichs, nebst einer vollständigen und sorgfältig ausgeführten Topographie der europäischen und asiatischen Türkei, von F. S. Ungewitter. Erlangen, Cotta. — Der größere Theil des Werks enthält zwar statistische und historische Notizen, aber die eigentliche Färbung erhält es durch die politischen Ansichten des Verfassers. Diesen kann man eine gewisse Offenherzigkeit nicht absprechen; er scheut keine Consequenz und macht keine Concession. Die Türkei ist nach ihm ein Staat, in welchem die absolute Hilflosigkeit mit raffinirter Barbarei und Verworfenheit sich vereinigen. Das Buch muß früher fertig gewesen sein, ehe die letzten Kriegereignisse bekannt wurden; denn der Verfasser scheint der festen Ueberzeugung zu sein, daß die einfache Gewehrsalve eines russischen Regiments genügend wäre, die ganze türkische Armee zu zerstreuen. Andere Vorkämpfer Rußlands suchen sich doch nach irgendeiner Seite hin zu salviren und dem öffentlichen Rechtsgefühl nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen. In der Regel gebrauchen sie die Wendung, daß man sowol Rußlands Kräfte, als seine ehrgeizigen Absichten übertreibe; daß es gar nicht in seinen Absichten liegen könne, sich der Türkei zu bemächtigen, sondern daß es nur die gerechte Sache der Christen vertreten wolle. Oder sie nehmen den entgegengesetzten Standpunkt, sie gehen über die Rechtsfrage leicht hinweg und deuten nur darauf hin, daß ein Krieg gegen das mächtige Rußland, welches stets der Hort der conservativen Sache gewesen sei, der Revolution Thor und Thür öffnen müsse. Dem Verfasser des gegenwärtigen Werks scheint es nicht zu kühn, beide Standpunkte beisammen festzuhalten. Er stellt Rußlands Absicht, das schwarze Meer zu beherrschen und die Türkei zu besetzen, als eine ganz zweckmäßige und für Europa ersprißliche dar; er sieht in allen Wirren der Gegenwart nur den Kampf zwischen Revolution und Autorität und in dem russischen Reich den einzigen Damm, der den Fluten der Revolution einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könne. Zu Gunsten seines Lieblingsstaates geht er gern auf die Theorie der natürlichen Grenzen ein, und wenn Rußland das ganze Weichselgebiet als seinen natürlichen Besitzstand in Anspruch nehme, wenn es um der bessern Abrundung wegen auch die Oder hinzufügte, und endlich das ganze Becken der Ostsee mit seinem Reiche vereinigte, so würde er auch das ganz in der Ordnung finden, denn diese Länder würden dadurch dem Verderben der Revolution entrisen und für das heilige Princip der Autorität erobert. Ja er scheint in der griechischen Kirche auch die zweckmäßigste Form des Christenthums zu finden, da er aus dem Unglauben alle Revolution herleitet, da er in England

die geheime Werkstätte des revolutionären Geistes steht und da er in dem russischen Geist den absoluten Gegensatz der Revolution bewundert. „Es gilt hier, sagt er S. 280, einen Kampf auf Tod und Leben, einen Kampf zwischen Licht und Finsterniß, einen Kampf zwischen Christenthum und Antichristenthum, einen Kampf zwischen dem monarchischen und revolutionären Princip; ein letzter entscheidender Kampf ist es, dessen Ausgang das Schicksal Europas und damit aller andern Erdtheile für immer wesentlich feststellt.“ — „Gewinnt Rußland, fährt er S. 293 fort, vollständig und in allen Stücken den Sieg, so ist der in der Türkei steckende alte Krebschaden, an welchem Europa vier Jahrhunderte lang gelitten hat, auf einmal geheilt; England für immer gedemüthigt und der Revolution auf dem europäischen Festlande ein für alle Mal ein Ende gemacht. Denn eins folgt aus dem andern. Ist England gedemüthigt, so verliert es auch alle Lust und Kraft zur Fortsetzung der Revolutionsexperimente auf dem Continent, und die Revolution steht sich nunmehr ihrer Hauptstütze beraubt. Hat die Revolution keinen Rückhalt mehr an England und ist sie obendrein aus ihrer Drachenhöhle einer Türkei herausgejagt, so ist es mit dem directen Hinarbeiten auf Revolutionsausbrüche vorbei und die geschwächte und entmuthigte Partei sieht sich nun auf ihr indirectes Wirken, auf ihre geheimen Wühlereien beschränkt. Aber in demselben Grade wie die Revolution entmuthigt und geschwächt wird, ermuthigt und kräftigt sich die Monarchie und diese wird, durch eine vierzigjährige Erfahrung belehrt, nicht eher ruhen, als bis sie die Revolution in den geheimsten Schlupfwinkeln aufgespürt und herausgetrieben, und ihr alle und jede Mittel, ferner zu schaden, genommen hat.“ — Da nun nach der Ansicht des Verfassers mit Ausnahme Rußlands alle continentalen Staaten, selbst Oestreich, das in seinen officiösen Blättern die dreistesten revolutionären Wühlereien betreibt, von dem Gift des revolutionären Geistes angefressen sind, so wird der vollständige Sieg der Monarchie über die Revolution nur dadurch hergestellt werden können, daß Rußland den ganzen Welttheil erobert. Alsdann wird auch der Königsmord aufhören, der aus einer beständigen Verschwörung der Engländer, Türken und Illuminaten hervorgeht und jene höhere Sittlichkeit, die in der Thronbesteigung Katharinens II. und Alexanders gewaltet, wird sich segnend über die Welt ausbreiten. — Wir können uns den Wunsch nicht versagen, daß das Glück, welches Herr Ungewitter allen Europäern gönnt, wenigstens ihm selbst persönlich zu Theil werden möge, daß er unter dem Symbol des Princips der Autorität, der heutigen Knute, wachsen und gedeihen möge, und daß es seiner schönen Seele verstatte sei, von den Bekümmernissen und Treveln der Revolution in den friedlichen Gefilden Sibiriens auszuruhen.

**Literatur.** — Wir haben vor einigen Wochen den ersten Band eines höchst bedeutenden Werkes, der römischen Geschichte von Mommsen besprochen. Wir erwähnten bereits damals, daß dasselbe bestimmt sei, eine Reihe ähnlicher Handbücher zu eröffnen, deren Zweck es ist, das lebendigere Verständniß des classischen Alterthums in weitere Kreise zu bringen. Von dieser Sammlung, an der die bedeutendsten Gelehrten mitarbeiten und der doch durch die erstaunliche Billigkeit des Preises der Zugang zu weiteren Kreisen im Volk eröffnet ist, sind soeben (Leipzig, Weidmann) zwei neue Bände erschienen, welche die griechische Mythologie von

Professor Preller enthalten. Wir werden in den nächsten Wochen eine ausführliche und eingehende Kritik dieses Werks mittheilen, die zugleich die Stellung des ganzen Unternehmens zu den neuesten Fortschritten der Alterthumswissenschaft versinnlichen soll. Für heute begnügen wir uns damit, die Werke anzugeben, aus denen der übrige Theil der Sammlung bestehen soll: Griechische Alterthümer von Professor Schömann in Greifswalde; Römische Alterthümer von Professor Lange in Göttingen; Griechische Geschichte von Professor Curtius in Berlin (in drei Bänden wie die römische Geschichte); Griechische Literaturgeschichte von Professor Bergk in Freiburg; Römische Literaturgeschichte von Dr. Herz in Berlin; Römische Mythologie von Professor Preller in Weimar; Alte Geographie von Dr. Kiepert in Berlin; Archäologie von Professor Jahn in Leipzig; Metrik von Professor Ritschl in Bonn. Der Preis aller dieser Werke ist so berechnet, daß der Bogen 4 Ngr. kostet, eine nicht bloß für wissenschaftliche Werke unerhörte Billigkeit! —

Shakespeares Werke. Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. Erster Band, 1. Stück: Hamlet. Elberfeld, Friderichs. — Herr Delius, der schon durch manche bedeutende Arbeiten über Shakespeare, namentlich durch sein Lexikon und durch die Abhandlung über den Mythos von Shakespeare das Studium des Dichters in Deutschland gefördert hat, beginnt mit dieser Lieferung die Gesamtausgabe Shakespeares, die uns schon lange verheißen war. Sie erscheint in 7 Bänden und ist so eingerichtet, daß jedes einzelne Stück abgefordert verkauft werden kann. Das Princip, nach dem diese Ausgabe eingerichtet ist, geht darauf aus, einen möglichst sichern Text herzustellen und dem deutschen Leser die Schwierigkeiten, die in der Sprache und in der Sache liegen, zu erläutern. Die Aufgabe ist im vorliegenden Heft auf eine ausgezeichnete Weise gelöst; die Anmerkungen sind sehr zahlreich, jede Stelle, die irgendeinen Zweifel erregen könnte, ist zwar kurz, aber einsichtsvoll und sachgemäß erläutert und dabei ist jeder unnütze Apparat aufs sorgfältigste vermieden. Durch diese Ausgabe ist jedem Deutschen, der Englisch versteht, das völlige Verständniß des Dichters möglich gemacht. Daß in jedem einzelnen Fall die kritische Entscheidung das Richtige getroffen hätte, würde man wol von keiner Ausgabe behaupten können, gewiß aber ist hier das Mögliche geleistet. Der unnützen ästhetischen Bemerkungen hat sich Herr Delius mit Recht völlig enthalten. Die kurze Einleitung geht lediglich darauf aus, das Verhältniß der Ausgaben zueinander und dadurch annäherungsweise die Zeit der Abfassung des Dramas festzustellen. Hier hätten wir gern noch etwas Weiteres gewünscht. In einer Ausgabe, die nach großem Maßstabe angelegt ist, will der Leser den ganzen Apparat zusammen haben, und eine genaue Angabe der Shakespeareschen Quellen und des Verhältnisses seiner Bearbeitung zu denselben sollte darin nicht fehlen. Der Umfang würde dadurch nicht bedeutend vergrößert werden, und wir hätten dann eine Ausgabe, wie sich nicht leicht ein anderes Volk rühmen könnte. — Im übrigen können wir nur wünschen, daß das ausgezeichnete Werk so rasch als möglich hintereinander erscheinen möge; zunächst wird Othello und Lear erscheinen. —

Englands Humoristen von W. M. Thackeray. Uebersetzt von A. von Müller. Hamburg, Nestler und Mille. — Die Vorlesungen des berühmten Novellisten über die bedeutendsten Dichter aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

haben in England ebensoviel Anerkennung gefunden als Anstoß erregt. Die geistvolle und eindringende Auffassung mußte jeden Unbefangenen gewinnen, aber die Härte, mit welcher über die berühmtesten Namen der englischen Literatur abgeurtheilt wurde, konnte nicht verfehlen, in der schöngeistigen Partei großes Aergerniß zu erregen. Wir wollen unumwunden gestehen, daß wir uns unbedingt auf Seite Thackerays stellen und daß wir seinen Urtheilen fast in allen einzelnen Punkten beipflichten. So war uns z. B. gleich im Anfang das Urtheil über den Schluß von Gulliver aus der Seele gesprochen. „Was den Humor und die Durchführung der berühmten Fabel anbelangt,“ sagt der Verfasser Seite 40, „so vermüthe ich, daß es niemanden gibt, der sie gelesen und sie nicht bewundert; in Betreff des Sittlichen halte ich sie für schrecklich, beschimpfend, unmännlich, lästerlich; und riesig und groß, wie er ist, dieser Dekan, ich sage, er muß ausgepocht werden. — Als Gulliver zuerst unter den Jahoos landete, erkletterten die nackten, heulenden Ungeheuer die Bäume und bestürmten ihn, und er beschreibt sich selbst als fast erstarrt unter dem Schmutz, der auf ihn niederregnete. Der Leser des vierten Theils von Gullivers Reisen befindet sich mit dem Helden in dieser Hinsicht in gleichen Umständen. Es ist Jahoosprache — ein Ungeheuer, das Flüche gelst und Verwünschungen gegen die Menschheit blökt, jedes Feschen Bescheidenheit von sich reißt, jede Gesinnung von Männlichkeit und Scham hinter sich läßt, schmutzig in Worten, schmutzig in Thaten, wüthend, rasend, unanständig.“ — „Und schrecklich ist der Gedanke, daß Swift die Richtung kannte, welche sein Glauben verfolgte, die verhängnißvollen Felsen, gegen die seine Logik verzweifeln antrieb. Der letzte Theil von Gulliver ist nichts als die Schlußfolgerung aus dem des vorangegangenen, und die Werthlosigkeit des ganzen menschlichen Geschlechts, die Kleinlichkeit, die Grausamkeit, der Stolz, die Schwachsinzigkeit, die allgemeine Eitelkeit, die thorenhafte Anmaßung, die falsche Größe, die gespreizte Dummheit, die jämmerlichen Bestrebungen, die erbärmlichen Erfolge — alles dies stand vor ihm, und während ihm im Ohr die Klut der Flüche auf die ganze Welt und der Lästerungen gegen den Himmel gellend rauschte, begann er seine furchtbare Allegorie zu schreiben, deren Sinn ist, daß der Mensch gänzlich verderbt, der Verzweiflung übergeben, unvernünftig ist, und daß seine Leidenschaften so ungeheuer und seine gerühmten Kräfte so gering, daß er der Sklave der Unvernunft ist und es zu sein verdient und daß der Unverstand besser als der gepriesene Verstand. Was hat der Mann gethan? Welch geheimer Vorwurf nagt an seinem Herzen? Welches Fieber glüht in seinem Innern, daß er die ganze Welt blutunterlaufen sieht? Wir sehen die Welt mit unsren eignen Augen, jeder von uns, und in unsrem Innern bilden wir die Welt, die wir sehen. Ein trauerndes Herz sammelt keine Heiterkeit im Sonnenschein. Ein selbstischer Mensch zweifelt an der Freundschaft, wie ein Tauber nicht nach Musik fragt. Ein schreckenvolles Selbstbewußtsein muß es gewesen sein, das die Menschheit so schwarz erscheinen ließ durch jene hellen Augen von Swift.“ — Wir haben die Stelle unter anderen darum mitgetheilt, weil sie charakteristisch ist für das Bestreben des Verfassers, in den poetischen Leistungen der Schriftsteller vorzugsweise ihre menschliche, ihre gemüthliche Seite herauszufinden. Sein Zweck ist nicht überwiegend literarhistorisch oder ästhetisch, er geht vielmehr auf eine Sittenschilderung der Zeitalter aus, deren Repräsentanten sie waren, und auf eine psychologische Erörterung ihrer Motive. In

beiden besitzt Herr Thackeray einen Falkenblick; und was dem Eindruck seiner Romane schadet, jene grenzenlose Analyse, die zuletzt alle Erscheinungen der sittlichen Welt in Atome und Trümmer auflöst, kommt dem kritischen Geschichtschreiber zu statten. Hier hat er einen gegebenen Stoff gefunden, für den er eine warme Theilnahme empfindet, da er ihm durchaus verwandt ist, und so sind eben diese Gemälde bei aller kritischen Schärfe mit einer Wärme und einer Lebensfrische ausgeführt, die uns Bewunderung abnöthigt. Am wenigsten können wir uns mit der Form seiner Darstellung befreunden. Die beständige Beschäftigung mit dem Humor führt unvermeidlich den Nachtheil mit sich, daß man Erzählung und Reflexion fortwährend durcheinanderwirft, woraus eine gewisse Unsauberkeit der Zeichnung entsteht. Außerdem ist der Humorist fortwährend geneigt, seinem Gemüth einen freien Spielraum zu geben, und anstatt dasselbe in der wirklichen Darstellung zu bethätigen, es gleichsam persönlich von der Darstellung und unabhängig von derselben auftreten zu lassen. Allein dieser Uebelstand liegt diesmal lediglich in der Form, einer Form, die durch den großen Einfluß von Carlyle immer weiter um sich greift; der Kern ist gesund und bedeutend, und niemand wird diese Schilderungen aus der Hand legen, ohne ein neues Verständniß über das Wesen der Poesie, eine neue und reiche Anschauung von dem Gang der englischen Entwicklung gewonnen zu haben. Die meisten der Schriftsteller, die Thackeray behandelt, sind früher von Walter Scott, zum Theil auch von Macaulay dargestellt worden, und es ist kein geringer Ruhm für den neueren Schriftsteller, daß sein Versuch neben jenen ausgezeichneten Leistungen eine entschiedene Berechtigung hat. Von seinen Romanen, so sehr wir das Talent, welches sich in ihnen ausspricht, bewundern, hätten wir gewünscht, daß sie nie in Deutschland bekannt geworden wären; denn mit ihrer trüben, wehmüthigen, halb pessimistischen, halb ergebenen Stimmung greifen sie der schlimmsten Neigung unsrer Zeit unter die Arme. Von den vorliegenden Charakteristiken wünschen wir das Gegentheil; denn die sittlichen Grundsätze, die er nicht bloß ausspricht, sondern in lebendiger Anschaulichkeit entwickelt, haben auf unsre literarischen Zustände eine ebenso große Beziehung als auf die englischen. Sein Grundgedanke ist, daß das Gute und Schöne wesentlich zusammengehört, und daß der Genius nur dann glücklich, nur dann wirksam im höheren Sinne ist, wenn er sich nicht dem sittlichen Kreise seines Volks, nicht den Bedingungen der Natur entzieht. „Lange vorher,“ sagt er Seite 315, „ehe ich von der Möglichkeit eines guten Glückes träumte, das mir so viele gute Freunde brachte, war zwischen einigen Männern, literarischen Brüdern und mir, eine Trennung der Ansicht über einen Punkt eingetreten, an dem sie, denke ich, mehr durch Ueberlieferung als aus Erfahrung festgehalten, daß die Männer der schönen Wissenschaften sich keines Entgegenkommens zu erfreuen hätten und nur in geringer Achtung ständen. Es würde kaum dankbar von mir sein, jetzt meine alte Meinung zu ändern, daß wir gutem Willen und Freundlichkeit begegnen, in den Zeiten unsrer Bedürftigkeit edelmüthig helfenden Händen, herzlicher und freundlicher Anerkennung. Welchen andern Anspruch konnte einer der von mir Besprochenen erheben als seinen Genius? Welche Vergeltung an Dankbarkeit, Ruf und Liebe brachte er nicht ihnen allen? Welche Bestrafung wird über jene, die unter ihnen unglücklich waren, verhängt, als diejenige, welche leichtsinnigen Gewohnheiten und sorglosem Leben folgt? Für diese Fehler muß der Schöngeist dulden wie der al-

bernfte Verschwender, der sich jemals in Schulden stürzte. Er muß den Schneider bezahlen, wenn er einen Rock trägt; seine Kinder werden in Lumpen gehen, wenn er sein Geld in der Taverne verthut; er kommt nicht nach London und wird nicht Lord Kanzler, wenn er sich unterwegs aufhält und seine Schillinge in Dublin verspielt. Und nicht minder muß er die gesellschaftliche Straffälligkeit dieser Thorheiten zahlen, muß erwarten, daß die Welt den Mann von schlechten Gewohnheiten scheut, daß die Frauen den Mann von lockerem Leben vermeiden, daß kluge Leute aus Regeln der Vorsicht ihre Thüren verschließen, ehe der dürftige Verschwender eine Anforderung an ihre Tasche stellt. Mit welchen Schwierigkeiten hat einer von diesen Männern zu kämpfen, als jener ewigen und mechanischen, des Mangels an Mitteln und Capital, über welche Tausende von jungen Rechtsgelehrten, jungen Doctoren, jungen Soldaten und Seelenten, Erfindern, Fabrikanten und Handelsleuten zu klagen haben? Täglich erkranken und brechen so brave und entschlossene Herzen, als jemals in der Brust eines Schöngeists oder Dichters schlugen, in dem eiteln Anstreben und erfolglosen Ringen gegen des Lebens Schwierigkeiten. Sehen wir nicht täglich zu Grunde gegangene Erfinder, grauhaarige Seejunker, gelähmte Helden, abgestorbene Seelsorger, Rechtsgelehrte, die ein hungriges Leben im Kämmerchen weghärmen, in Dachstübchen, zu denen die Anwälte niemals hinaufsteigen, während sie in Schaaren an der Thür des glückbegünstigten Marktschreiers unten hämmern? Wenn sie leiden, wer ist der Autor, daß er sollte frei ausgehen? Laßt uns unser Uebel mit derselben Standhaftigkeit tragen, mit der andere das ihrige dulden; laßt uns mannhaft unsern Theil am Leben hinnehmen, unser Eigen wahren und nicht mehr fordern." — Möchten auch unsre Schriftsteller diese für alle Zeiten giltige Wahrheit beherzigen. — Schließlich geben wir noch die Schriftsteller an, die in den gegenwärtigen Vorlesungen besprochen werden. Es sind folgende: Swift, Congreve und Addison, Steele, Prior, Gay und Pope, Hogarth, Smolett und Fielding, Sterne und Goldsmith. —

Die Lusjaden. Epische Dichtung von Luis de Camoens. Nach Fonsecas portugiesischer Ausgabe im Versmaß des Originals übertragen von F. Vochoz Arkossy. Mit den Biographien und Portraits von Camoens und Vasco da Gama. Leipzig, Arnold. — Die Vorlesungen über die Geschichte der neueren Literatur, die Friedrich Schlegel nach seiner Bekehrung zum Katholicismus in Wien hielt, gaben in der Reihe der epischen Dichter, welche im 16. Jahrhundert bei den romanischen Völkern die Kunst Virgils und Ovids wiederherzustellen suchten, dem Dichter der Lusjaden die erste Stelle. Es würde nicht statthaft sein, bei jedem Urtheil dieses wunderlichen Buchs auf die Gründe zurückzugehen, weil Laune und Willkür ein sehr breites Spiel darin treiben. Für den gegenwärtigen Fall aber läßt sich eine solche Entscheidung wohl begreifen. Friedrich Schlegel hatte die Sünden seiner Jugend und, was die Poesie betrifft, das phantastisch-ironische Spiel mit einer inhaltslosen Märchenwelt abgeschworen; er wollte überall in der Poesie einen nationalen, historischen Inhalt, womöglich mit christlichen Anschauungen und mit eigenen Erlebnissen des Dichters gefärbt. Hier steht nun Camoens gegen die übrigen Dichter seiner Zeit im großen Vortheil. Die portugiesische Sprache ist arm, sie hat nur einen klassischen Dichter, nur einen klassischen Prosailer; ein Zweifel kann also nicht stattfinden. Beide gehörten der kurzen, aber inhaltsreichen Zeit an, in welcher der Name der

Portugiesen durch kühne Abenteuer über den ganzen Erdball getragen wurde, wo das Volk ein stolzes Selbstgefühl und einen weiten Horizont für seine poetischen Anschauungen gewann; einer Zeit, wo die Volkssprache soweit entwickelt war, um einem dichterischen Genius die höchste Vollendung möglich zu machen, wo durch die Bekanntschaft mit den Dichtern des Alterthums der Sinn für die poetischen Formen sich erweitert und erhöht hatte und wo doch der geschichtlich religiöse Inhalt der Nation groß genug war, um in der Nachbildung des Fremden nicht ganz unterzugehen. Dazu kamen noch die persönlichen Schicksale des Dichters. Der Stolz und die Freude seiner Nation, nicht nur der Berichterstatter, sondern auch der Theilnehmer und Zeuge ihrer kriegerischen Thaten in Indien, hatte er zugleich mit bitterm Schicksalen zu kämpfen gehabt und nahm als Mensch umso mehr das Mitgefühl der Nachwelt in Anspruch, da er für sie das einzige Zeugniß der schnell vergangenen portugiesischen Größe war. In seinem Gedicht ist alles zusammengedrängt, was den Namen Portugals unsterblich macht. Nicht nur die Großthaten des Volks in Asien, sondern seine ganze frühere Geschichte mit ihren vielfachen, rührenden und tragischen Episoden hat darin Platz gefunden. Einzelne von diesen Schilderungen hatten selbst Voltaire, dem scharfen Spötter über alle romantische Poesie, einen lebhaften Beifall entlockt, und wenn sich Camoens auf der einen Seite durch seinen katholischen Glauben der neuen Richtung der Romantik empfahl, so gewann er auf der andern durch das plastische Talent, mit welchem er die heidnische Mythologie wieder erneuert hatte, die noch immer nicht ganz erstickten Sympathien ihrer früheren Bildung. — Das Buch hat damals einen außerordentlichen Einfluß auf die Ansichten des literarisch gebildeten Publicums ausgeübt, und man war ziemlich geneigt, Camoens nach den Göttern höherer Ordnung, nach Dante, Shakespeare und Calderon den ersten Platz auf dem romantischen Parnas einzuräumen. Allein mit dieser Anerkennung begnügte man sich auch. Dante, Ariost, Tasso, Calderon, Cervantes und die übrigen Schützlinge der Romantik wurden mit Eifer übersetzt und selbst gelesen, so sehr auch die epische Form des 16. Jahrhunderts den modernen Begriffen von Spannung und Interesse widersprechen mochten. Bei Camoens dagegen blieb es bei einigen Bruchstücken, und erst im Jahre 1833 entschloß sich Professor Donner, das gesammte Gedicht in einer deutschen Uebersetzung dem Publicum mitzutheilen. Auch diese Uebersetzung hat nicht viel dazu beigetragen, ihn in Deutschland populär zu machen. Und so scheint es denn auf den ersten Anblick ein gewagtes Unternehmen zu sein, zu einer zweiten Uebersetzung zu schreiten. — Dennoch hat der vorliegende Versuch seine entschiedene Berechtigung. Denn er ist nach den beiden Seiten hin, auf die es bei der Uebersetzung überhaupt ankommt, ein sehr bedeutender Fortschritt. Er hat das Original treuer wiedergegeben, und er hat eine gefälligere, fließendere, correctere Sprache für die Nachbildung desselben gefunden. Die Uebersetzung liest sich leicht und bequem weg und gibt uns jene poetische Stimmung, die ein Kunstwerk nicht entbehren kann. Nur einen wesentlichen Tadel müssen wir aussprechen, daß nämlich der falsche Reim in einer Ausdehnung vorkommt, wie man es selbst bei Schiller nicht gewöhnt ist. Zwischen i und ii, g und ch, d und t, und was uns sonst bei der sächsischen Aussprache in Verzeufung setzt, kennt der Uebersetzer gar keinen Unterschied. Reime wie Gemüther und nieder, reichen und zeugen, morden und Worten, wüthen und geschieden, Saaten und Gnaden, bieten und be-

schieden, gleichen und zeigen u. s. w. begegnen wir fast auf jeder Seite. Ferner hat er für die sehr häufig vorkommenden antiken Namen eine Quantität und eine Aussprache angenommen, die uns völlig unverständlich ist. Wenn im Romanischen die Quantität verändert wird, so ist das noch im Deutschen kein Grund zu ähnlicher Freiheit; am wenigsten bei Worten und Namen, die im Publicum allgemein bekannt sind. Es ist schade, daß diese beiden Fehler den vortrefflichen Eindruck, den das Ganze auf uns macht, wenigstens zuweilen paralyfieren. — Als Zugabe ist eine literarhistorische Darstellung zweier portugiesischer Kritiker hinzugefügt, die zwar unglaublich ledern ist, die aber als Zeugniß für die Art und Weise, wie der Dichter von seinen Landsleuten aufgefaßt wird, ihren Platz verdienen mag; ferner eine Biographie des Dichters, sowie des unternehmenden Seefahrers, der den Mittelpunkt der poetischen Erzählung ausmacht, endlich Anmerkungen, von denen sich der Herausgeber den größten Theil hätte ersparen können; denn ein sehr großes Publicum wird dieses Buch immer nicht haben, und wer soviel literarische Bildung besitzt, um an dem portugiesischen Dichter Interesse zu nehmen, braucht nicht erst auf das Taschenwörterbuch der Mythologie von Johannes Minckwitz verwiesen zu werden, um zu erfahren, was Prometheus für eine Person gewesen sei, was Paris auf dem Ida gemacht habe, und hundert andere wissenswerthe Dinge von ähnlicher Beschaffenheit. — Da nun das Werk in Deutschland immer noch sehr wenig bekannt ist, glauben wir nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir mit einigen Worten auf den Inhalt eingehen. — Daß wir es in Camoens mit einer sehr bedeutenden poetischen Kraft zu thun haben, wird uns bei jeder Episode klar, die mit einiger Vorliebe ausgeführt ist. Die Geschichte der Ines de Castro ist durch Anthologien hinlänglich bekannt, aber dieser rührenden und hochpoetischen Darstellung würden sich noch mehre andere kleine Erzählungen des Gedichts an die Seite stellen können. Aber es tritt uns hier ein Umstand entgegen, der nicht nur unsern gewohnten ästhetischen Vorstellungen, sondern auch allen unsern Begriffen von Zusammenhang und Gesetz auf das schreiendste widerspricht. Den Gegenstand der Lustaden (Söhne des Lusus, Portugiesen), macht bekanntlich der Zug des Vasco da Gama nach Indien aus. Nun waren zwar unter allen Seefahrten vom Ende des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die portugiesischen diejenigen, in welchen der speculative Handelsgeist am wenigsten eine religiöse Färbung angenommen hat, doch ganz fehlte sie keineswegs, und die Conflicte mit den Muhamedanern, die man in Spanien und Nordafrika so tapfer bekämpft hatte, und die man an der Südostküste Afrikas wie in Indien wiederfand, mußten nothwendigerweise den religiösen Gegensatz wieder hervorrufen. Im Grunde kam es den Portugiesen vorzugsweise darauf an, die Schätze Indiens für sich zu gewinnen, aber der Kampf gegen die Muhamedaner gab ihnen in den eignen Augen das Ansehen von Glaubensstreitern, deren Hauptabsicht es sei, das Evangelium den Heiden zu verkünden. Es kam noch dazu, daß die beiden Menschenalter, die zwischen der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der Verherrlichung derselben durch das Gedicht verflossen waren, in dieser Beziehung eine große Aenderung hervorgebracht hatten. Die Glaubensstrennung war erfolgt und der Katholicismus hatte alle seine Kräfte zusammengerafft, um dem furchtbaren Feinde zu widerstehen; er war in sich gegangen, hatte seine heidnische Umkleidung von sich geworfen, die weltliche Frivolität, mit der er früher seine religiösen Ceremonien aus-

geübt, schwer abgeübt, und bestrebt sich nun, diese innere Wiedergeburt zur Wiedereroberung des Verlorenen zu benutzen. Die Jesuiten und die übrigen Orden, welche aus der Wiedergeburt der katholischen Kirche hervorgegangen waren, herrschten in Portugal wie in Spanien. Der junge König Sebastian, dem das Gedicht gewidmet ist, war ihr Zögling, und der Fanatismus und die Bigoterie waren im Begriff, sich des gesammten Volks zu bemächtigen. — Diese Stimmung der Zeit konnte ihren Einfluß auf den Dichter nicht verfehlen. Zwar war es in Spanien und Portugal noch nicht soweit gekommen, wie zwei Menschenalter darauf, wo Calderon es unternahm, den wahnsinnigsten Inhalt der neukatholischen Bigoterie poetisch zu verklären, aber ganz konnte sich doch der Dichter, der auf das nationale Bewußtsein einwirken wollte, der Parteinahme nicht enthalten. Es kommt eine ziemlich scharfe Diatribe gegen die deutschen Reformatoren darin vor, und die fromme Absicht der Portugiesen, das Kreuz in Indien aufzupflanzen und den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit über die Welt zu führen, wird mehrmals mit großer Emphase hervorgehoben. — Nun muß es wol jeden unbefangenen Leser außer Fassung setzen, daß dieses Christlich fromme Unternehmen sich keiner geringeren Protection erfreut, als — der Göttin Venus und ihres Liebhabers Mars, und daß unter allen böswilligen Muhamedanern, die einen Haß gegen das Kreuz hegen, keiner so lebhaft gegen die Christen intriguiert, als der Gott Bacchus, den es wurmt, daß seine irdischen Heldenthaten durch dies Volk von Emporkömmlingen verdunkelt werden sollten und der nun seinen Oheim Neptun und verschiedene andere Heldengötter veranlaßt, bei jeder denkbaren Gelegenheit dem Helden einen Pöffen zu spielen. Diese Einmischung der heidnischen Mythologie in ein Gedicht christlichen Inhalts ist schon befremdend genug; völlig komisch wird sie aber durch die arglose Naivetät, mit der sie der Dichter bei den unpassendsten Gelegenheiten durcheinanderwirft. Um von diesem Chaos einen Begriff zu geben, wollen wir hier ein Gebet anführen, welches Vasco da Gama an den Himmel richtet, als er eben wunderbar einer großen Gefahr entgangen ist. (S. 51.)

„D möcht' auch ferner noch Erbarmung rühren  
Dich, hohe Macht, des armen Schiffsvolks wegen,  
Das einzig deine Güte konnte führen  
Aus dem Verderben, dem es sonst erlegen  
Durch jener Heiden Haß; laß nicht verlieren  
Den rechten Pfad uns; bring mit deinem Segen  
Zum wahren Hasen uns, zu jenem Lande,  
Wohin man uns zu deinem Ruhme sandte!

Und diese frommen Worte hört“ — — —

Wer könnte wol etwa diese frommen Worte hören? Vielleicht die Jungfrau Maria, die Himmelskönigin, oder St. Dionysius, der Schutzpatron Portugals, oder irgendeiner von den männlichen oder weiblichen Heiligen, die auf Schiffahrt, Krieg und Eroberung Einfluß haben konnten. Aber nein!

„Und diese frommen Worte hört Cythere,  
Die schöne Göttin, — tief gerührt verschwinden  
Sieht sie der Kreis der Nymphen, die im Meere  
Voll Sehnsucht harren, daß sie Ruhe finden.  
Die Göttin aber dringt, die ewig hehre,  
Schon hin, wo Lichtmeer sich und Strahl verbinden,  
Durchreißt die dritte Sphäre, nach dem Sitz  
Im sechsten Himmel, zu dem Herrn der Blitze.

Und schon, wer unterwegs sie mochte schauen,  
 Bewundert ihre Haltung und Geberde;  
 Und so entzückt die herrlichste der Frauen  
 Die Sterne, Lüfte, Himmel, Meer und Erde:  
 Und durch die Augen ihres Sohns, die blauen,  
 Sie manches kalte Herz in Gluth verkehrte:  
 Den Eispol selbst gelang's ihr zu entzünden,  
 Die kälteste Flur muß ihr Gesetz verkünden.

Und nun noch mehr in Liebe zu umstricken  
 Den Göttervater, der sie stets verehrte,  
 Will sie durch jene Schönheit ihn entzücken,  
 In der sie Paris sah auf Ida's Erde.  
 Actäon, würd' er sie jetzt hier erblicken  
 Statt Artemis, die zornig ihn verkehrte  
 Zum Hirsch, weil er sie zu belauschen wagte: —  
 Wohl nimmer ihn zum Tod die Meute jagte.

Die krausen goldenen Locken leicht umgaben  
 Den Hals, der weiß wie Schnee und Sauch der Rose;  
 Im Gehn' sieht man die Schwanenbrust sich heben,  
 Bewegt durch Amors unsichtbar Gefesse;  
 Den zarten Leib durchzuckt ein wonnig Beben,  
 Denn süßer Liebe Frucht ruht hier im Schooße;  
 Und um die lüpp'gen Hüften gankelnd ranken  
 Gleich Ephen sich berauschende Gedanken. U. s. w.

Eine tollere Blasphemie hätte doch der frivolste Spötter nicht erfinden können! das Kreuz von Venus protegirt, und zwar von der Venus, wie sie uns hier geschildert wird, von der holdseligen, verführerischen Göttin der sinnlichen Lust, welche unsre christlichen Vorfahren ganz mit Recht in den Hörselberg verbannten, wo sie uns Heine so bezaubernd geschildert hat — und das alles in einem Gedicht, welches zur Verherrlichung des Glaubens unter dem Volk der Lustianer geschrieben war! Das ist eine so unerhörte Ironie, daß einem Protestanten dabei der Kopf wirbelt. Daß man in jener Zeit kein Arg daran nahm, ist einfach daraus zu erklären, daß der dermalige Katholicismus in seinen sinnlichen Formen dem Heidenthum ziemlich verwandt war; aber daß unsre deutschen Romantiker diese Vermischung heidnischer und christlicher Mythologie gegen den Spötter Voltaire in Schutz nahmen, der ganz mit Recht auf die Widersinnigkeit derselben hingedeutet hatte, das ist wol das schlagendste Zeugniß dafür, wie es mit ihrer Religiosität überhaupt beschaffen war. — Wenn wir nun bei Camoens näher zusehen, so entzündet sich die Glut seiner Poesie und seiner Liebe nicht an den christlichen Ideen, die er geschäftsmäßig abmacht, weil es zum guten Anstand gehört, selbst nicht an den Heldenthaten seines Volks, die eigentlich sehr schablonenhaft und unhistorisch erzählt werden, sondern an diesen lebensvollen mythologischen Gebilden, die ihm aus den Werken der alten Dichter so zauberisch entgegenlachten. Selbst jene rührende Episode von Ines de Castro wird durch eine wunderbar anmuthige Strophe auf den Gott Amor eingeleitet. — Das Zeitalter war ein Zeitalter der Widersprüche; der äußere Drang der Umstände trieb es in den katholischen Fanatismus hinein, aber sein Herz weilte in den schönen Höhen des Olymp bei den freundlichen Göttergestalten, mit denen die Phantase ein ebenso freies Spiel treiben konnte, wie mit den Undinen und Nixen der eignen Volksfage. Wenn Camoens nur die geringste Gelegenheit hat, das Volk der Tritonen, der sturmerregenden Giganten, das holdselige Gefolge der Venus zu schildern, so sieht man ihm das plötzlich eintretende

Behagen an; seine Phantasie erweitert und erwärmt sich, und während er früher nur skizzirt hat, findet er jetzt die glühendsten, in dem buntesten Glanz schillernden Farben. Und dieser Dualismus, diese absolute Trennung der sinnlichen Lust und des heimlich begehrenden Herzens von den finstern Schreckgestalten des Glaubens ist es, was wir als das Charakteristische der romantischen Poesie bezeichnen können. In Calderon erreichte dieser Dualismus später seinen Gipfel. Bei ihm ist die christliche Mythologie ebenso lebendig und ausdrucksvoll als die heidnische, aber um so ernster und gehässiger empfinden wir, denen es mit der Gesinnung ernst ist, diesen lügenhaften Contrast des Glaubens und der Phantasie, den wir bei Camoens noch als ein heiteres Spiel betrachten können. — Fassen wir unser Urtheil zusammen, so werden wir von Camoens nicht mit unsren Romantikern sagen können, daß er ein nationaler Dichter im höhern Sinne war. Zwar war er von dem Selbstgefühl und dem Ruhm der Nation, die er verherrlichen wollte, tief durchdrungen, aber weder sein Inhalt noch seine Formen gingen aus dem Bewußtsein der Nation hervor. Virgil ist sein Vorbild, nicht bloß in den einzelnen, sehr zahlreich vorkommenden Wendungen, sondern vorzugsweise in der Composition und Haltung des Ganzen, und seine Phantasie lebt nicht in den christlichromantischen Erinnerungen des Volks, sondern in der Götterwelt Griechenlands. Seine einzelnen Bilder und Erzählungen sind zuweilen von zauberischer Wirkung, aber das Ganze verfehlt völlig seinen Eindruck auf uns. Wenn wir seit den Fortschritten unsrer kritischen Wissenschaft, die uns über die Entstehung des Epos den wahren Aufschluß gegeben hat, daß es vom Volk gedichtet, vom Dichter nur redigirt wird, auf das romantische Kunstepos des 16. Jahrhunderts überhaupt nicht mehr den hohen Werth legen, so ist doch darin immer noch ein sehr wesentlicher Unterschied. Denn Pulci, Ariost, Bojardo, Tasso u. s. w. verwandelten den fremden Stoff in ihr freies Eigenthum, das als individuell lebendig wieder eine nationale Färbung annahm (um von dem Vater der modernen Poesie, von Dante, ganz zu schweigen, der trotz seiner Vorliebe für Virgil aus der alten Dichtung nichts weiter entlehnte, als die Vor- schule der Plastik, und der im höchsten Sinne des Wortes national war); bei Camoens dagegen liegen sichtbar zwei Welten im Streit miteinander, die nichts Uebereinstimmendes haben und die daher eine harmonische ideale Haltung des Gedichts nicht zulassen. —

Das Armenwesen und die diesfälligen Staatsanstalten. Ein Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Lebensfragen, von J. J. Vogt. In zwei Bänden. Bern, in Commission bei Huber und Comp. — Wir machen das Publicum, welches sich für diese Angelegenheit interessirt und dem eine Besprechung desselben willkommen sein muß, auf diesen Versuch des wohlgesinnten Verfassers aufmerksam. Von unserm Standpunkte aus aber auf den Inhalt desselben einzugehen, finden wir keine Veranlassung, da keine eigentlich neuen bedeutenden Gedanken darin enthalten sind. — Auch bei einem andern Büchlein begnügen wir uns, einfach darauf zu verweisen, da der Gegenstand ein zu speciemler ist, um in den Kreis unsrer Besprechungen zu passen: „Belehrungen über Begräbnisklassenvereine“ von Professor Unger. Erfurt, Keyser. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.